

DAS VIDEO „VON DER LEINSAAT ZUM LEINTUCH“

Elisabeth und Karl Achatz sind im Jahr 1996 meinem Wunsch, im Amthofmuseum den Sammelschwerpunkt „Flachs & Leinen“ einzurichten, in freundlicher Weise nachgekommen. Sie haben dem Museum aus ihren Beständen eine vollständige Reihe bäuerlicher Geräte, die zur Flachsverarbeitung und Leinenerzeugung dienen, überlassen. Ihr Rabensdorfer Bauernhof war und ist bis heute ein familiäres Zentrum der Weitergabe praktischer Erfahrungen und kostbarer Erinnerungen, die mit dem Flachsanbau zusammenhängen.

So hat sich die gemütliche Bauernstube, in der jahrzehntelang gesponnen, gewebt und gestickt wurde, als natürlicher Rahmen für die Videoaufzeichnung der Lesung eines von Elisabeth Achatz verfassten Mundartgedichts angeboten. Der geräumige Hofplatz wurde zum authentischen Schauplatz der Szenen, die von Peter Weikert unter dem Titel „Von der Leinsaat zum Leintuch“ über die Flachsverarbeitung gefilmt worden sind. In dieser Hinsicht hat sich die einladende Wohnküche für alle beteiligten Familienmitglieder und Nachbarn, die von Jugend an mit der Flachsarbeit bestens vertraut sind, zur „Organisationszentrale“ entwickelt.

Für die Filmszenen haben sich Elisabeth und Karl Achatz, Mathilde Kleindienst, Marianne Gasser, Elisabeth und Christina Kleinfurter, Christina und Rudolf Kohlweg, Hans Leeb, Elfriede Moser, Elisabeth Napetschnig, Maria Reiner und Hedwig Treffner zur Verfügung gestellt. Film und Ausstellung wurden dank der Mithilfe von Frau Marlene Gschwandter durch passende Fotos bereichert.



Wertvolle Hilfe haben Hubert und Elisabeth vulgo Caspar im Schuß in Ebene Reichenau als bereitwillige Rat- und Leihgeber geleistet. Hubert Weissmann aus Ebene Reichenau ist es zu danken, dass die Aufzeichnung mit authentischen Streiflichtern aus seinem Film über die frühe Bergbauernarbeit ausgestattet wurde. Der Kurzfilm, der im Auftrag des Museumsvereins mit Unterstützung durch die Kärntner Landesregierung von Peter Weikert, Glanhofen, produziert worden ist, wurde zur Eröffnung der Museumssaison 1998 im Bamberger Amthof und während der

Öffnungszeiten im Amthofmuseum vorgeführt.

Dr. Hans Neuhold

Flachs Leinen in Feldkirchen

Das älteste Stück Leinen Feldkirchens ist das Stöpseltuch der gotischen Zinnflasche, die im Amthofmuseum gezeigt wird. „Die Faserbestimmung ergab reine, sehr gut erhaltene Leinenfaser und die Reinigung und Ausrichtung des Gewebes bestätigte dessen zeitliche Zuordnung in das 15. Jhd. Wie die Flasche selbst. Das Webmuster entspricht einem Spitzkaroköper mit einer Gewebebrette von 39 cm und beidseitig erhaltene Webkanten. An einer Seite sind über 10 cm lange geknüpfte Leinenfransen als Borte angenäht, wie es Beispiele zeitgenössischen Gemäldedarstellungen zeigen.“ (HR Dr. Manfred Koller, Werkstätten des Bundesdenkmalamtes Wien 1994).

Von der Badstube zum Textilwerk (Ausgewählte Passagen aus dem Schriftenbestand des Museumsarchivs Feldkirchen i.K.)

1877 Mechanische Flachsspinnerei: „Über das Protokollar-Ansuchen des Herrn Eduard Huldners, Geschäftsführer der Flachsspinnerei der Frau Anna Bauerhansl in Unterrain wegen beabsichtigter Errichtung einer Flachsspinnerei und deshalbiger Erbreiterung des zur bisherigen Dreschmaschine führenden Wassergerinnes der Tiebel wurde die Localerhebung angeordnet.“ (Augenscheins-Protocoll der k.k. Bezirkshauptmannschaft Klagenfurt zu Feldkirchen am 28. Mai 1877.)

1881 Flachsbrecheln in St. Ulrich: „R. S. hat seine zum Flachsbrecheln nicht mehr benützte Badstube renoviert, um den Bewohnern St. Ulrichs, welche seit dem Brande der Hoferschen Brechelstube ihren Flachs auswärts brecheln mussten, endlich wieder Gelegenheit zu dieser unerlässlichen Arbeit in der Nähe St. Ulrichs selbst zu bieten. Dagegen hat S. K. protestiert, weil die Brechelstube feuergefährlich sei.“ (Localerhebung durch Gemeinderat Wilhelm Zikmundowsky und Maurermeister Missoni).

„An die Wohllobliche k.k. Bezirkshauptmannschaft Klagenfurt. Der vorjährige Brand einer Brechelhütte bewies die Gefährlichkeit dieser Arbeit in einem geschlossenen Orte von lauter hölzernen Objekten. In der Brechelstube wurde teilweise bei offenen Lichte gearbeitet, beim Flachsbrechen Tabak geraucht und wurde dabei zur Nachtzeit mit Pöllern geschossen, was zweifellos die Feuersgefahr nicht verringert. Dieser Übelstand wurde ergänzt durch den gesteigerten Schnapsgenuss der Arbeitenden, abgesehen davon, dass von einer nächtlichen Ruhe bei solchen stets wiederkehrenden Orgien keine Rede sein kann.“ (Pfründenvorsteherung St. Ulrich am 10. November 1881).

„Das Brecheln in den Badstuben des R. S. ist unter folgenden Bedingungen zu gestatten: In der westlichen Badstube muss die Rauchöffnung vermauert und vor die Öffnung während des Heizens eine mit Lehm verschmierte Ziegelwand erbaut werden. Unter dem Dache und in der ganzen Badstube müssen alle verkohlten Überreste der Holzbestandteile entfernt werden“. (St. Ulrich Ende Oktober 1881. W. Zikmundowsky. Domenico Missoni).

Textilfabrik in Unterrain: Am 17.06.1895 teilt die Gemeinde Waiern der k.k. Bezirkshauptmannschaft Klagenfurt mit, „dass in der Weberei des Herrn Alois Blaas in Unterrain derzeit 106 Arbeiter beschäftigt sind“ und dass „40 mechanische Webstühle in Verwendung stehen. Der Bürgermeister.“

1902 verlangte Alois Blaas, die feuergefährliche Anhäufung von Rinde beim Lohwerk Fischel durch Verschalen der Scheunen abzustellen. Als Begründung führte er an: „In welcher Gefahr stand erst vor 3 Wochen das sogenannte Mösl und damit Feldkirchen, als die Botin-Keusche abbrannte“.

Dr. Hans Neuhold, **Textilwerke Blaas KG: Kurzgefasste Firmengeschichte**

1873 heiratete Anna Novak den späteren General Felix Bauer-Hansl. Von ihm wurde noch im selben Jahr im aufgelassenen Hammerwerk in Unterrain eine Flachsröste errichtet und 1877 durch eine mechanische Flachsspinnerei erweitert. Die Errichtung einer Weberei (mit Flachshandel) war schon vor der „Gesellschaft für Landwirtschaft“, der Vorläuferin der heutigen Kammer, angeregt worden. Felix Bauer-Hansl hat dafür den belgischen Flachsspezialisten Hulderts hereingeholt, doch ist sein Projekt in dieser Form nicht gelungen. 1880 trat der Tiroler Fachmann Alois Blaas in die Firma ein, 1888 wurde er Alleininhaber der Firma. Im selben Jahr wurde die deutsche Übersetzung des englischen Standardwerks „Der praktische Flachsspinner“ aufgelegt. Es bildete die Grundlage für die weitere Betriebsorganisation. 1889 nannte sich das Unternehmen „Alois Blaas und Co“. 1500 Flachsspindeln waren damals im Einsatz. 1892 standen außer den Flachsspinnmaschinen bereits 23 mechanische Webstühle in Betrieb. 1895 wurde die mechanische Weberei ausgebaut, die Flachsspinnerei aufgelassen.

Vom 10. November 1913 stammt ein OHG-Gesellschaftsvertrag zwischen den Söhnen Ing. Rudolf Blaas, Dr. Hermann Blaas und Stud. techn. Eckart Blaas. 1914 wurde auf totalen Rüstungsbetrieb umgestellt. 1918 kam es wegen der Zerschlagung des Donau-Wirtschaftsraumes zu schweren Verlusten. 1923 gab es – wie nach 1945 – eine Flachsumtauschaktion. 1934 starb Ing. Eckart Blaas. Der Betrieb wurde von Ing. Rudolf Blaas (Prokurist DI Erich Posch)

weitergeführt. Nach dessen Tod (1939) übernahm sein Neffe Wilhelm, Sohn des Dr. Hermann Blaas, den Besitz. DI Posch blieb Betriebsleiter. Wilhelm Blaas kam nach der Matura (1939) zum RAD, zur Wehrmacht und 1945 auf die Artillerie-Offiziersschule nach Posen. Dort galt er nach dem Vormarsch der russischen Armee als vermisst. Bis zur Volljährigkeit seiner Schwester Marlene war der Vater Verlass-Kurator. Marlene Blaas übernahm nach ihrer Matura an der HAK Klagenfurt, ihrer Praxis in Feldkirchen und Vorarlberg und dem Abschluss des Textilmeisterkurses an der Textilschule Dornbirn gemeinsam mit Textilingenieur Ing. Friedrich Gschwandter die Betriebsleitung (Heirat 1953). 1963 kam es zur Gründung der „Textilwerke-Blaas-KG“ mit Ing. Friedrich und Marlene Gschwandter, ab 1973 in der Rechtsform einer GesmbH. 1965 wurde das 400 Jahre alte Herrenhaus saniert. Seit der Mitte der Achtzigerjahre ist der Betrieb ausschließlich auf die Produktion von Leinen ausgerichtet.

Der Flachs-Versuchsanbau von 1982 und 1983 im Privatlabor Arthur Kalas, Köstenberg ob Velden (850 m ü.M.) und in der Umgebung Feldkirchens (549 m ü.M.) brachte folgendes Ergebnis: Gründlichste Feldvorbereitung ist Voraussetzung für den Erfolg. Für feinen Faserflachs wird die Sorte Ariane bevorzugt. Sie gedeiht – auch auf Steilhängen – in gemäßigten Zonen Europas. Die Aussaat erfolgt je nach Witterung von Ende März bis Mitte April. Bis zur Reife vergehen 100 Tage. Das Faserwachstum erfolgt im Mai/Juni bei aufsteigender Sonne.

Das Projekt „**Leinenwege in Kärnten**“ hat den Zweck, die Idee des Leinens in naher Zukunft auch über die Leitfäden touristischer Regionalkonzepte zu transportieren. Thematische Erlebnisbausteine werden branchenübergreifend zu einem Ganzen zusammengefügt. Einheimische und Gäste unserer Region sollen dadurch die Tradition, das Brauchtum und die natürliche Ausstrahlung des Leinens erleben. Marlene Gschwandtner

Flachsanbau in den Zwanzigerjahren

Der Flachs wurde damals angebaut 1. zur Verarbeitung zu Leinen für Bettwäsche und Arbeitsbekleidung (Reisten, Rupfen, Ras); 2. wegen des Leinsamens, eines Nähr- und Heilmittels für Tier und Mensch (gestoßener Leinsamen, in Milch aufgekocht und auf schmerzende Stellen aufgelegt, wirkt Wunder); 3. zur Gewinnung von Speiseöl. Das unraffinierte Leinöl zählte zu einem gesunden Nahrungsmittel der bäuerlichen Bevölkerung.

Das Ausmaß der Anbaufläche richtete sich nach der Größe des Betriebes und der Familie einschließlich der Dienstbotenzahl. Als Vorfrucht diente meistens

ein Wiesenumbruch mit Kartoffel oder Klee. Der Samen war Eigenbau oder wurde in der Nachbarschaft eingetauscht. Erst später wurde er auch über die Genossenschaft aus Holland oder Russland bezogen. Hauptziel war meistens der lange Faserflachs, Anbauzeit war Mitte April. Nach einem alten Bauernspruch sollte wegen des wärmeren Bodens spät im Jahr und wegen der Windstille noch vor Sonnenaufgang gesät werden.

Der Boden wurde mit dem einscharigen, von Ochsen oder Pferden gezogenen Pflug umgebaut und mit einer Holzegge abgeeggt, bis die Erde feinkrümelig war. Steine und Unkrautwurzeln wurden mit dem Handrechen ab gereicht. Nun wurde nach Augenmaß und Gefühl breitwürfelig gesät. Als Faustregel galt: „Der Körner auf einem Schaftritt“. Die Saat wurde mit einer leichten Egge eingeeegt, der Acker von Steinen und Wurzeln nochmals befreit. Später wurde wegen des leichteren Jätens in Reihen gesät. Wenn der Flachs 10-12 cm lang war, wurde gejätet.

Das Jäten war eine mühselige und zeitaufwändige Arbeit der Frauen. Man trat so viel wie möglich am Boden herum, damit der Flachs standfester würde. Die vorbeikommenden Burschen grüßten mit humorvollen Worten und bekamen von den Jäterinnen eine schlagkräftige Antwort, wie z. B.: Jäterinnen, was werd 's mit dem Acker anfang', wons firti seids vom Jäten? Antwort: Bei alle vier Ecken zambuckn und dem Frager aufs Maul luckn.

Stand dann ein Flachsfeld in der Blüte, die je nach Sorte blau oder weiß war, so gab es einen herrlichen Anblick. Die Flachsernte begann meist Anfang August, wenn die Stängel sich gelb zu färben begannen. Da wurde der Flachs an den Spitzen zusammengefasst, mit ein paar Fasern zu Garben (Borsn) gebunden, auf Hieflern aufgehängt und nach dem Trocknen nach Hause gebracht. Zuerst wurde der Samen durch Riffeln oder Ploinen abgenommen, mit einem Sieb (Reiter oder Winden) gereinigt, bis keine Spreu mehr zu sehen war, in luftige Säcke gefüllt und trocken gelagert. Das Flachsstroh wurde zu großen Bündeln gebunden und zur Tauröste auf einer abgeernteten Weide oder einem Stoppelfeld dünn ausgebreitet. Vom letzten Bündel wurde ein schöner Kreis gemacht. In dessen Mitte steckte man einen Stock mit einem Strauß Blumen darauf, was symbolisch den Halterbuben darstellen sollte.

Je nach Witterung blieb der Flachs 14 Tage bis 3 Wochen liegen, bis sich das Holz von der Faser brechen ließ. Bei ganz trockenem Wetter wurde er aufgenommen, bei den Spitzen zusammen gedreht und zum Durchtrocknen zu kleinen Männlein aufgestellt, dann wieder mit jungen Weidetrieben zu großen Bündeln zusammengebunden und unter Dach gebracht.

War nach Allerheiligen die Außenarbeit getan, so wurde bei schönem Wetter ans Brecheln gegangen. Am Vortag wurde das Holz zum Rösten gerichtet, die Brecheln wurden aufgestellt und die Nachbarn verständigt, denn das Brecheln war eine Gemeinschaftsarbeit. Dabei ging es immer recht lustig zu: „Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Walisch, damit er vom ganzen Treiben nichts sieht.“

Zum Flachs rösten gab es früher die Badstüb'n. Das war eine kleine Hütte, unten mit Ziegeln ausgemauert und von außen beheizt. Der niedrige Raum wurde am Tag zuvor mit Flachs gefüllt und beheizt, sodass am nächsten Morgen schon etwa um 3 Uhr mit der Arbeit begonnen werden konnte. Später gab es die Brechelgruben, die während der mehrtägigen Brechelarbeit geheizt wurden. Der „Har“ wurde vom „Harpatsch“ zum Dörre auf dünne Latten gelegt. Zuerst kamen die Männer mit den Überschlagnern dran, dann die Frauen und Mädchen, die die Weichmacher bedienten. Jeder, der vorbeikam, wurde mit dem Brechlerkranz geschmückt. Die jüngste Brechlerin hatte diese Kränzchen an den vorausgehenden Abenden aus Reistn zu kleinen Zöpfen gebunden und mit Papierblumen und roten Seidenbändern geschmückt.

Zum Essen und Trinken gab es an solchen Tagen gut und reichlich, denn keiner wollte sich spotten lassen. Dabei durften die Brechlerkrappen nicht fehlen. Zum Schluss gab es viel Spaß, wenn die Burschen die Mädchen durch die Brechl zogen oder mit den „Agen“, dem Brechelabfall, ausstopften. Oft war es auch umgekehrt, wenn die Mägde über die Knechte herfielen und sie ausstopften. Das Geschrei war weitherum zu hören.

Am folgenden Samstag wurde vielerorts das Schimmelreiten oder die Habergaß veranstaltet. Das machte viel Spaß und war mit einem darauffolgenden Tanz verbunden. Der Schimmel wurde in der Nachbarschaft zusammengestellt. Er bestand aus vier Männern. Der erste trug auf einem Stützgestell im Nacken einen aus Pölstern ausgestopften Pferdekopf, der zweite und dritte bildeten den Rumpf des Pferdes. Sie mussten den Reiter tragen. Der letzte trug den Pferdeschwanz und schlug kräftig aus, wenn der Schmied das Ross beschlagen wollte. Alles war mit weißen Leinentüchern überdeckt. Zur Begleitung des Ritters waren da noch ein Schmied, ein Rossknecht, ein Schinder und die Treapn. Auch ein Harmonikaspieler durfte nicht fehlen. Hinter dem Tisch saß die Brechelbrautmutter mit den Brechlerinnen. Sie hüteten die Brechelbraut, einen mit roten Blumen geschmückten Korb. Sein Inhalt war ein großer und mehrere kleine Reindlinge und eine große Flasche Schnaps oder Wein. Die Brechelbrautmutter musste gewappnet sein für die Angriffe des Ritters und

seines Gefolges, deren Spitze Zungen sie brechen musste. Was sonst im ganzen Jahr verschwiegen blieb, kam in der lustigen Brechelzeit auf, so wie es jetzt im Fasching der Brauch ist. Das Schimmelreiten und die die Brechlstör waren der Abschluss eines arbeitsreichen Bauernjahres. Diese Bräuche dienten der Pflege der guten Nachbarschaft, auf die man früher noch viel mehr angewiesen war als heute.

Wenn der erste Schnee fiel, wurde der Flachs weiterverarbeitet. Zuerst wurden beim „Hacheln“ die kurzen und groben Fasern von den langen und feinen, dem Werg der Reisten, getrennt. Nun wurde an den langen Winterabenden bei Petroleumlicht oder noch früher bei Kienspanbeleuchtung gesponnen. Der große Kachelofen, um den rundherum eine Holzbank verlief, sorgte für angenehme Wärme im Raum. "Marstüb'n" hieß dieser Ort, wo sich an den Winterabenden das Hausgesinde aufhielt und seine Arbeit verrichtete. Die Weiberleut mussten die Spinnräder drehen, die Mander Spanholz machen, Schuhe nageln oder Ochsenpölster flicken. Zum Zeitvertreib hat man Karten gespielt oder Pfeifen geraucht oder Geistergeschichten erzählt, dass es einen gruselig über den Buckel lief. Auch alte Lieder wurden gesungen. Damals gab es noch die wunderschöne Hausgemeinschaft mit ihrer Tradition. Radio und Fernsehen waren ein Fremdwort. Dafür verstand man es, sich gegenseitig zu unterhalten.

Bis zum 18. März, dem Gertrudentag, musste die Spinnarbeit beendet sein. Nach diesem Tag, hieß es, beiße die Maus den Faden ab. Nun wurden die auf eine Haspel abgetriebenen Strähne in Holzaschenlauge gewaschen. Ein großer Waschkessel wurde geheizt und das heiße Wasser über die in eine große Holzwanne gelegten Strähne gegossen. Darüber war zum Abfangen des Aschenrestes ein großes Leinentuch gebreitet. Nun wurden die Strähne mit der Ploier auf einem breiten Stuhl abgeklopft, nochmals mit klarem Wasser übergossen und herausgeschwemmt. Zum Schluss wurden sie beim Brunnentrog unter fließendem Wasser oder an einem Bach gründlich durchgespült, ausgedreht, auf dem Gang oder Balkon über Holzstangen gehängt und ausgeschwungen, damit sie locker hingen und die Agen abfielen. Beim Abnehmen wurden die Strähne gegenseitig abgerieben, um die letzten Agen herauszubringen, wiederum auf die Haspel gesteckt, auf große Spulen abgetrieben und schließlich dem Weber überlassen.

Damals zog noch der Störweber mit seinem Webstuhl von Haus zu Haus. War in der Marstube der Webstuhl aufgestellt und angebäumt, so kochte man aus Sommerroggenmehl und Wasser eine Schlicht und bestrich die am Webstuhl

aufgezogene Kette, damit sich die Fäden nicht spalteten und die Leinwand schön glatt wurde. Nun hörte man den ganzen Tag das gleichmäßige Pum, Pum des Webers, der bis zum Abend ca. 8-10 Meter feines Leinen webte; grobes dementsprechend mehr. So entstand das 80 cm breite Hausleinen, das als Rupfen und Reisten bezeichnet wurde. Eine Leinenkette, mit Wolle eingetragen, war der Ras. Aus dem wurden von einem Störschneider oder einer „Nähterin“ Männerröcke, Hosen und Kittel angefertigt. Aus groben Ras wurde die Gultur, die Bettüberdecke, gemacht. Reisten und Rupfenleinwand wurden zum Schluss auf einer nahen Wiese zum Reinigen unter fließendes Wasser gebracht. Zum beidseitigen Bleichen wurden die Leinenstücke nebeneinander umgedreht. Nun war es endlich so weit, dass man das trockene weiße Leinen, den Stolz jeder Bäuerin, zu einem Ballen zusammenrollte, mit Hauszwirn grob zusammennähte und in einer alten Bauertruhe aufbewahrte. Heiratete eine Bauerntochter, so war es Sitte, ihr eine Truhe voll selbstgesponnenem Leinen in den Ehestand mitzugeben.

So habe ich versucht, Euch den langen Weg vom Samenkorn, das man in die Erde legte, bis zum Endprodukt aufzuzeigen und ich bitte Euch, nehmt aus Ehrfurcht den Hut ab, wenn Ihr ein Stücklein altes Bauernleinen zu sehen bekommt. Es ist so viel Bauernfleiß und alte Tradition damit verbunden, die leider Gottes durch die große Zeitenwende schon ganz in Vergessenheit geraten ist. Der Jugend aber möchte ich sagen, dass der Leitspruch „Von uns die Arbeit und von Gott der Segen“ auch heute noch seine Gültigkeit hat.

Geschrieben im Jahr 1983 von Elisabeth Achatz

Erinnerungen an die Hausweberei in St. Stefan

Noch vor sechzig Jahren hat bei uns jeder Bauer Flachs angebaut. Der Anbau erfolgte auf einem besonders gut vorbereiteten Stück Acker. Sobald die Saat einige Zentimeter hoch war, wurde das Unkraut gejätet, denn der Flachs (Lein oder Haar) sollte möglichst frei von Unkraut geerntet werden. Zur Erntezeit wurden Büschel aus dem Boden gerissen, zu Garben gebunden, auf Hiefeln getrocknet und in die Tenne gebracht. Auf einer Riffel wurden die Samenkapseln entfernt. Im Frühherbst wurde der Flachs auf einer feuchten Wiese ausgebreitet und so lange liegen gelassen, bis die Stängel brüchig wurden. Im Spätherbst, wenn die übrigen Feldarbeiten erledigt waren, einigten sich die Nachbarn auf einen Brecheltermin. Beim Guggi in Flatschach gab es

noch eine intakte Brechelstube mit zwei nebeneinanderliegenden Kammern. Dort wurde von den Nachbarn gebrechelt.

Am Vorabend wurde der Flachs eingelegt und während der Nacht in der Feuerhitze über dem Holzrost getrocknet. Diese Arbeit besorgte meist eine ältere Frau. Das Brecheln begann schon sehr früh. Dazu wurden 12 bis 15 Leute, davon 5-6 Männer, benötigt. Die Männer bedienten die schweren Geräte. Sie zerbrachen die Oberflächen der Stängel und entfernten die „Kopfgarn“. Das Brecheln war mit alten Bräuchen verbunden. Dabei ging es oft sehr lustig zu, obwohl die Arbeit staubig und schwer war.

War der Flachs von den holzigen Teilen befreit, so wurde er „gehachelt“, das heißt, in feine und grobe Bestandteile zerlegt. Die feinen Teile, die Reisten, wurden separat gesponnen und zu feinen Leinen gewebt, die groben Teile, das Werg, zu rupfenem. Zur Weiterverarbeitung mussten im Winter alle Frauen und Mädchen von früh bis spät in die Nacht hinein spinnen; von den geübten wurden die feinen Sachen gesponnen, von den übrigen die groben. Das Gespinnst wurde durch den Störweber verarbeitet. Der war meistens auch Schuster, den beide Berufe ergänzten sich zeitlich: Wurde der Schuhmacher im Herbst und Winter benötigt, so der Weber in Frühjahr und Sommer. Der Störweber brachte meist den eigenen Webstuhl mit. Seine Arbeit dauerte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Der Lohn wurde für hergestellte Ware bezahlt. War ein Weber flink, so verdiente er mehr als ein anderer.

Johann Eixelsberger, 1979